

Nicolas Pethes

Catastrophic turns: Wir sind nie Germanisten gewesen

Zu den Dissertationen, die ich derzeit in der ausdrücklich so genannten Bochumer Neugermanistik betreue, gehört – neben Untersuchungen zu literarischen Fallgeschichten des 18. und 19. Jahrhunderts sowie Schnitzler, Klüger, Handke, Kluge oder Sebald – auch eine Studie zu einer bis heute ungeklärten Großexplosion in der sibirischen Tunguska-Region im Sommer 1908. Diese bereits gut fortgeschrittene Arbeit fragt nach den diversen, teilweise abenteuerlichen Behauptungen und Spurensuchen rund um dieses Ereignis, analysiert, wie wissenschaftliche Diskurse mit der bestehenden Wissenslücke umgehen, und zeichnet nach, wie diverse Medien sie durch eine »Arbeit am Mythos« gleichzeitig füllen und weiter ausgestalten. Zu diesen Medien gehören zwar auch zwei bis drei trivilliterarische Texte, darunter sogar ein deutschsprachiger, aber ansonsten scheint das skizzierte Dissertationsprojekt ein Paradebeispiel für den Identitätsverlust der germanistischen Disziplin zu sein, ihre Öffnung für nahezu beliebige Themen, also auch für eine ungeklärte Katastrophe in Nordostsibirien vor 100 Jahren – wenn nicht gar gleich für einen veritablen *catastrophic turn* im doppelten Sinne des Wortes: demjenigen einer Beschäftigung mit Naturkatastrophen (einer weiteren Wendung des *ecological turn*, sozusagen), aber auch demjenigen einer endgültigen Selbstauflösung der Wissenschaft von der deutschen Sprache und Literatur.

Natürlich ist die Rede von einem *catastrophic turn* auch in anderer Hinsicht doppeldeutig, genauer gesagt: tautologisch – steckt in der Katastrophe ja immer schon der griechische Begriff der »Wende«, die *strophé*, die in der Tragödientheorie keine beliebige, sondern die ausweglose, finale ist. Ereilt also derzeit auch das Fach Germanistik die Rache des Schicksals für gewissenlose Wildereien jenseits der eigenen Grenzen? Werden Institute landauf landab demnächst von einer meteoritenartigen Explosion erschüttert, die kulturwissenschaftlichen Analysen zu Beginn des nächsten Jahrhunderts als Selbstmordattentat erscheinen, bevor sie sich als exzellenzorientierte Haushaltskürzung erweisen wird? Oder wird »die Germanistik« noch ihre Hinwendung zur Katastrophe überleben und dereinst wieder zarte Blüten durch den Permafrostboden einer vollständig durchreformierten Hochschullandschaft sprießen lassen?

Dafür spricht einiges, nicht zuletzt die Semantik des Begriffs der Wende selbst. Es handelt sich dabei ja um einen dreigliedrigen Begriff, der voraussetzt, dass es etwas gibt, *das* sich wendet, etwas, *wovon* es sich ab- und etwas, *auf das* es sich

hinwendet. Solange man bei den diversen *turns* der vergangenen Jahrzehnte immer noch von einer Wende *der Germanistik* spricht, bleibt ihr die erstgenannte Position – und also ihre Existenz – unabhängig von Zahl und Richtung der Wendungen erhalten. Und liest man den Genitiv nicht nur als *qualitatis*, sondern als *subjectivus*, dann führte diese Germanistik sogar das Ruder all dieser halsbrecherischen Halsen selbst und wäre weniger ihr Opfer als ihre Instanz.

Angesichts der Vielzahl der Wendemanöver bliebe die Frage nach der Fahrtrichtung aber offen, und tatsächlich wird man kaum bestreiten können, dass der Ausruf neuer *turns* in den letzten zwei Jahrzehnten einen inflationären Status erreicht hat. Umso wichtiger ist es aber daran zu erinnern, dass die Rhetorik der Wende durchaus schon vor ihrer inflationären Häufung gültige Währung wissenschaftlicher Kommunikation gewesen ist. Und diese Feststellung reicht auch weit über die zumeist ins Feld geführte »erste« – nämlich die linguistische – Wende hinaus: Man wird bis an den Beginn der Neuzeit zurückgehen und feststellen müssen, dass dasjenige, was wir als europäische Moderne begreifen, das Produkt all jener kopernikanischen Wenden unserer Vorstellung von der Welt, der Erkenntnis, der Moral, des Menschen, der Gesellschaft, des Bewusstseins, der Sprache usw. gewesen ist: Diese Moderne ist geprägt von der Wahl eines Beobachtungspunktes zweiter Ordnung, die nicht mehr auf die Evidenz des Beobachteten vertraut, sondern die Bedingungen seiner Entstehung, Erkenntnis und Darstellung hinterfragt. Deshalb sind all die vielen *turns*, *turns*, *turns* ja auch nicht als große Paradigmenwechsel im Sinne Kuhns misszuverstehen, sondern lediglich Markierungen diverser Perspektivwechsel, deren gemeinsamer Nenner darin besteht, etwas, das bis dahin lediglich als Kontext des Beobachtungsgegenstandes betrachtet (und also nicht weiter beachtet) wurde, selbst als Gegenstand der Beobachtung zu inkludieren: Sprache und Medien sind nicht mehr nur Mittel zum Zweck, sondern prägen Inhalte, Bilder nicht länger bloße Illustrationen sondern selbst Kern der Sache, Praktiken und Performanzen nicht sekundäre Inszenierungen, sondern eigentlicher Schauplatz des Geschehens usw.

Vom »Kern« des Fachs Germanistik könnte man demnach nur reden, wenn man tatsächlich radikal kontextfreie Ansätze vertritt – und damit müssen ja nicht nur textimmanente Lektüren des *New Criticism* gemeint sein, sondern durchaus auch aktuelle narratologische Analyseverfahren, und es kann ja auch keinesfalls darum gehen, solchen Ansätzen die Legitimität abzusprechen. Sehr wohl aber ist daran zu erinnern, dass auch solche auf das germanistische »Kerngeschäft« bezogenen Methoden keineswegs »ursprünglicher«, »eigentlicher«, oder »germanistischer« sind als andere, sondern sich ebenso einer Entscheidung und einer Unterscheidung verdanken, indem sie die alternativ ebenfalls möglichen Kontextualisierungsoptionen bewusst nicht wählen.

Aus dieser Perspektive geht es bei dem Versuch, die »eigentliche« Germanistik von ihren »wesensfremden« Wendungen zu unterscheiden, gar nicht um eine ideologische Spaltung der Disziplin in zwei Lager. Vielmehr bildet das Ziehen dieser Unterscheidung selbst die Einheit des Faches, dessen Identität gerade darin zu sehen ist, dass seine Vertreterinnen und Vertreter sich jeweils entscheiden können und

müssen, welcher Methode sie den Vorzug geben wollen. Die angebliche Krise des Fachs angesichts seiner vielfältigen Wendungen ist eine Krise auch im Wortsinne dieser notwendigen Unterscheidung von Text und Kontext. Erst wenn man diese Einheit der Differenz anerkennt, wird auch die gegenwärtige Diskussion der historischen wie systematischen Komplexität des Wechselspiels gerecht, das sich seit 250 Jahren zwischen der Ausdifferenzierung unterschiedlicher Fachinhalte bzw. -methoden und Diskursen vollzieht, die das Verhältnis zwischen dem Ziehen einer Grenze und der Möglichkeit ihrer Überschreitung entweder als Gefahr beklagen oder aber als beide Seiten überhaupt erst konstituierende Dialektik anerkennen. Einfacher gesagt: Es gäbe keine Germanistik, ohne dass Texte gleichzeitig von anderssprachigen Texten oder nicht-textförmigen Kontexten abgegrenzt und dadurch zu ihnen ins Verhältnis gesetzt worden wären.

Anstatt also der Vorstellung weiter Vorschub zu leisten, es habe einmal ›die‹ Germanistik gegeben, von der sich die jüngere Methodendebatte schwingweise immer weiter abende, wäre also mit Bruno Latour entgegenzuhalten: Wir sind nie Germanisten gewesen. Natürlich waren die Fachgegenstände aus heutiger Sicht zwischen der Mitte des 19. und der Mitte des 20. Jahrhunderts viel enger beschränkt als heute. Das heißt aber nicht, dass sie für zeitgenössische Beobachter nicht ebenfalls aufregend neu und provokativ abweichend gewesen wären. Nur, wenn man eine solche Wahrnehmung voraussetzt, kann man die erstaunliche Karriere der Philologien überhaupt verstehen – eine Karriere im Übrigen, der schon im gesamten 19. Jahrhundert, also von Friedrich August Wolf bis Wilhelm Scherer, kulturalanthropologische und lebenswissenschaftliche Fragen alles andere als fremd gewesen sind. Von einem *cultural* oder *biological turn* war seinerzeit aber schon allein deshalb nicht die Rede, weil erst solche Hinwendungen zum germanistischen Neuland – zu denen dann auch Wilhelm Diltheys Wende zu einem geistesgeschichtlichen Dichtungsbegriff zählte – das Fach konstituiert haben.

Das heißt also, dass jeder Rede von einem Kern des Fachs Germanistik die Spur einer Wende eingeschrieben ist, oder anders: All die vielen Kehren sind als *linguistic, cultural, material, performative, topographic* etc. immer auch ein *germanistic turn* gewesen – solange nämlich innerhalb des Fachs an die entsprechenden Vorschläge so angeschlossen wurde, dass eine Kommunikation erfolgte bzw. fortgesetzt wurde. Keiner der dem *linguistic turn* folgenden Wenden hat dabei noch einmal dessen Allgemeingültigkeit für alle denkbaren wissenschaftlichen Gegenstände beansprucht. Gerade die als inflationär beklagte Vielzahl der ausgerufenen Wenden markiert ganz im Gegenteil, dass es lediglich um Angebote geht, die Gegenstände eines Fachs durch neue Perspektiven wiederzulesen und gerade durch solche Variationen die germanistische Fachkommunikation fortzusetzen. Zu solchen kommunikativen Anschlüssen gehören natürlich ebenso alle kritischen Stellungnahmen, die aber so betrachtet ebenfalls weniger den Kern des Fachs repräsentieren, als dass sie ihn durch ihre Stellungnahme mit- und d.h. also auch hier wieder: neu konstituieren. Versuchte man ihn hingegen zu essentialisieren, wäre dieser Kern allenfalls das nostalgische Konstrukt einer Vergangenheit, die nie präsent war.

Anstatt also das Auseinanderdriften der Facheinheit oder die Beliebigkeit neuer Ansätze zu beklagen, wäre das nach wie vor erstaunliche Potential von Forschungsarbeiten zu registrieren, die ihre Zugehörigkeit zu germanistischen Instituten mit der experimentellen Erprobung immer neuer Perspektiven verbinden. Nicht alle diese Experimente müssen glücken, ebenso wenig wie jede Arbeit zum *Faust* allein qua Gegenstandswahl mit einer Gelingensgarantie versehen ist. Ebenso wenig angebracht wäre freilich die Hoffnung, mit einem neuen *turn* endlich die gesamtgesellschaftliche Relevanz des Fachs beweisen zu können. Die Germanistik ist weder die Summe ihrer *turns* noch die Wahrung eines wendefreien Kerns, sondern das System, innerhalb dessen über Richtungen und Wendungen verhandelt wird, und zwar von beiden Seiten. Es steht daher zu erwarten, dass das Fach auch Explosionen in der sibirischen Tundra wenn nicht unverändert, so doch unbeschadet überstehen wird. Das aber natürlich nicht im Sinne einer kathartischen Wirkung, die man derartigen Kata-Strophen auf die Fachkultur unterstellen könnte, sondern ganz im Gegenteil: als eine weitere, ganz alltägliche Wende, an die kritisch oder affirmativ anzuschließen sein wird, um die germanistische Fachkommunikation fortzusetzen.